

Goldene Blumen.

Criminalroman von Champol.

(12. Fortsetzung.)

„Fünfundzwanzig Centimes für den Eintritt und zehn für die Straßbahn kann ich schließlich noch aufbringen.“ sagte Edmund.

Es regnete in Strömen. Mit Schirmen bewaffnet lief man nach der Haltestelle, wo man außer dunklen, schmutzigen Straßen warten mußte. Vincent erhob nicht den geringsten Einwand. Der Abend war ja doch unerträglich, eierlei ob er ihn hier oder wo anders verbrachte.

Endlich hielt der Wagen. Etwas abseits, mitten in einer breiten, dunklen Allee sah man ein längliches, glänzend beleuchtetes Gebäude liegen.

„Ich werde die Eintrittskarten holen.“ rief Edmund vorausgehend.

Die Menagerie gehörte zu jenen wenigen weltberühmten Thierausstellungen, die ihre Reisen durch ganz Europa machen, sich in jedem größeren Orte aufhalten und alle vier bis fünf Jahre in die Hauptstadt zurückkehren. Es war ein großes, prächtig ausgestattetes Zelt mit außen bunt bemalter Schaufeile. Durch die Leinwandwände drang das furchterliche Gebrüll der wilden Thiere und das Vorspiel des Dreifüßers, was von den sich zusammenrottenden Straßensoldaten mit Begeisterung aufgenommen wurde.

Clownsküde oder andere lustige oder prunkende Schaustellungen gab es nicht. In's alte Rom sollte man sich versetzt glauben und nicht auf den Jahrmärkte. Die am Eingange aufgestellten Herren in schwarzen Frack zeigten die ernste Miene von Gladiatoren, während die in roten Livreen stehenden Diener den Zuschauern mit ruhiger Würde ihre Plätze anwiesen.

„So kommt doch hierher!“ rief Edmund, indem er sich bemühte, seine Schaar zu dem Ausgang zum dritten Rang zu führen.

„Nein, nicht dorthin,“ widersprach der Offizier, plötzlich in die Wirklichkeit zurückberückend.

Rafsch nahm er sieben Karten für den ersten Platz zu anderthalb Franken für die Person.

Edmund wachte sich durchaus nicht, sondern sagte nur spöttlich: „Der muß natürlich wieder den Prinzen spielen! Da seht ihr's nun selbst; habe ich es nicht immer gesagt?“

Durch eine Bretterwand von dem amphitheatralisch aufsteigenden zweiten und dritten Platz getrennt, bildete der erste Platz einen breiten Spazierweg, an dem entlang die mit Insignien versehenen riesigen Käfige in schöner Ordnung aufgestellt waren. Darunter befanden sich tiefe Kästen, in denen sich Schlangen wälzten. Löwen, Panther, Schakale, Jaguar, Tiger, Leoparden, alle diese lebenswichtigen Tiergattungen waren durch ziemlich schöne Exemplare vertreten. In der Mitte, in einem ungeheuren Wasserbecken, zeigten sich ein Seehund und ein Flusspferd in ihrer ganzen Scheußlichkeit und bespritzten mit schäumendem Wasser die Besorger des ersten Ranges, die allein hin- und hergehen und die Thiere nach Belieben betrachten konnten.

Allmählich hatten sich auch die vorbesten Plätze mit einer großen Anzahl meist friedlicher Bürgerfamilien der Stadt gefüllt. Vincent, der schon viele ähnliche Schaustellungen gesehen hatte, schenkte weder dieser, noch dem Publikum große Beachtung. Ihn vermochte überhaupt an diesem Tage nichts zu fesseln, und nur wie fernes Gemurmel drangen die ununterbrochenen gellenden Vorträge des alten Mougins an sein Ohr.

Ein lauter Aufschrei Abels Mougins' rief ihn aus seiner Theilnahmslosigkeit.

„Im Gottes willen, Schlowie!“ Vincent hatte sie ganz aus den Augen verloren, und als er jetzt den Kopf wandte, sah er sie nahe beim Thierkäfig stehen, so nahe, daß eine zwischen den Eisenstäben herausgestreckte Zunge die roten Schleifen ihres Hutes gestreift hatte.

„Schon fand er neben ihr und zog sie am Arm fort.“

„Aber Cousine, so geben Sie doch acht! Alle Tage kommen Unglücksfälle in diesen Menagerien vor.“

„Wah!“ machte sie verächtlich. Sie schenke keine Gefahr zu fürchten, sondern ihr eher trocken zu wollen.

„Noch ein wenig näher, und dieser Tiger hätte Sie gepackt!“

„Ach was, ich finde diesen Tiger sehr nett; ich hätte ihm mit Vergnügen die Hand gegeben.“

„Es wäre aber sehr möglich gewesen, daß er Ihnen die Hand nicht mehr zurückergeben hätte.“

Vincent führte Schlowie zu ihrer erschrockenen Schwester zurück; den anderen war der Auftritt entgangen.

Eine lebhafte Aufregung machte sich jetzt im Publikum bemerklich. In Begleitung eines Herrn in schwarzem Frack und eines Dieners war der Löwenbändiger erschienen, ein schöner, stattlicher Mann mit starkem, schwarzem Schnurrbart, in einem reich gefärbten Rock mit gelben Aufschlägen, hohen, rothbraunen Lederstiefeln und mit einer Peitsche in der Hand; ein Mittelglied zwischen einem Hercules,

einem Stierkämpfer und einem Stallmeister.

Die Zuschauer des ersten Platzes wurden jetzt gebeten, nach rechts und links zurückzutreten, sodas sich ein großer, breiter vierediger Raum bildete. In diesen schob man jetzt den auf Rollen fahrenden Löwentisch, der etwa zehn Thiere enthielt, die sich, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, mit plötzlichen Gebrüll erhoben und ihre Mähnen schüttelten. Kinder fingen zu weinen an, selbst der alte Mougins hielt mitten in einem Satz inne, während Edmund vorsichtig zurücktrat und Abels die Augen zuhielt.

Feierlich grüßend hatte der Thierbändiger den Käfig betreten.

„Meine Damen und Herren“, verkündigte er, sich von neuem verneigend, „ich werde die Ehre haben, Ihnen zuerst meine jüngsten Jünger vorzuführen.“

Diese vier hellfarbige, hübsche, halbweiche Löwen kamen auf seinen Ruf herbei und sprangen, anscheinend so zahm wie Neufundländer, um ihren Herrn herum. Einer von ihnen streckte ihm sogar die Zunge entgegen, und Vincent hörte, wie Vater Mougins neben ihm gewichtig sagte: „Beginnt die Erziehung schon in frühesten Kindheit, so ist ihr Einfluß allmächtig.“

Die Löwin aber, die jetzt programmäßig vorgeführt wurde, mußte entschieden nicht jung genug ihrer Freiheit beraubt worden sein, denn ihre Erziehung war noch recht mangelhaft. Ungern nur ließ sich das riesige Thier zu einigen Sprüngen bewegen, nachdem es mehrere Male den Versuch gemacht hatte, sich mit eingetristem Schwanz zurückzuziehen. Erst einige knaulende Peitschenhiebe brachten sie zum Gehorsam. Der alte, schäbige, auf einem Auge blinde Löwe, der dann folgte, zeigte sich anscheinend weniger widerständig, doch verrieth sein heimtückisches Auge auch nichts Gutes.

Im Hintergrunde des Käfigs, ganz allein in der Felle, lag ein prächtiger, im besten Alter stehender Löwe, der sich auf die Vorbereitungen hüte und als unbetheiligt, verächtlicher Zuschauer diesen Kinderspielen ansonst hatte. Der Thierbändiger trat nun vor.

„Öffnen Sie das Gitter“, befahl er dem mit ihm eingetretenen und neben der Thiere stehenden geliebten Diener.

Zuerst war der Löwe unbeweglich, mit der überraschten Miene eines in seiner erhabenen Ruhe gestörten Herrschers liegen geblieben. Dann aber richtete er sich plötzlich auf und stürzte mit einem fürchterlichen Schrei, begleitet von entsetzlichem Gebrüll, in den Raum, worin sich der Thierbändiger befand, so daß das Publikum erbebte und auch die anderen Löwen aufsprangen und mit dumpfem Dröhnen im Käfig umherliefen.

Der Bändiger aber schenkte diesen nicht die geringste Aufmerksamkeit, sondern trat auf den neuen Ankömmling zu und stellte ihn der Versammlung vor:

„Meine Damen und Herren, Sie sehen hier den sieben Jahre alten Rambohyes, einen der stärksten und der gefährlichsten Rasse Afrika's angehörenden Löwen, der vor etwa zwei Jahren in seiner Heimath gefangen genommen wurde. Da aber die hiesige Presse seine Lebensbeschreibung weit besser gegeben hat, als ich es im Stande wäre, so gestatte ich mir, sie Ihnen vorzulesen. August, bringen Sie mir die Zeitung.“

Der Diener brachte einen Stuhl, sowie den Boden von Toulouse, worauf der Bändiger die Peitsche zwischen die Beine klemmte und dem unbeweglich daliegenden Löwen gegenüberstand, ruhig zu lesen begann:

„Rambohyes, ein aus dem Atlasgebirge stammender Löwe, den Herr Durini täglich dem Publikum vorführt, erfreut sich eines ziemlich schlechten Rufes. Er war es, der vorzeitig während der Jahrmärkte zu Neully während der Vorstellung einen Bändiger der Menagerie Bezou zur Hälfte verschlungen hat... Ei, ei, mein armer Rambohyes, die Presse verleumdet dich! Dies lieber selbst.“

Die Zeitung zusammenknüllend, schleuderte sie der Bändiger Rambohyes in's Gesicht.

Mit einem Satz und erneutem Gebrüll stand jetzt die gewaltige Bestie neben dem schwachen Menschen. Dieser hatte sich erhoben und die Peitsche wieder an sich genommen, ohne auch nur eine Linie zurückzuziehen. Eine Minute lang standen sie einander unbeweglich gegenüber.

Dies war der große Augenblick, der Glanzpunkt der Vorstellung, und in der That — trotz Mästarade und Flitterkrum — in diesem Augenblick lag über dem Wilde ein Hauch erhabener Größe. An Stelle des bezahnten Possenreißers stand plötzlich ein Mann, der sein Leben auf's Spiel setzte. Einer aber, der das thut, verdient auch nicht die mindeste Beachtung, und die Bläserleuten oder Gleichgültigen, selbst der in sich versunkene Gerbault, wurden aufmerksam.

An's alle anderen Löwen waren herangekommen, Feuer sprühte aus dem Blick des Gewaltigen, der zornig die Oberlippe in die Höhe zog und die gel-

ben Zähne fletschte. Selbst die vorhin noch ungefährlich aussehenden kleinen Löwen zeigten sich wild und ungebärdig. Immer enger zog sich der Kreis um den Bändiger zusammen, bis man schließlich nur noch ein Durcheinander von schüttelnden Mähnen, in die Luft schlagenden Schweifen und das wüthende Gefurzel der Augen und das Aufblitzen deutigerer Zähne sah.

Jetzt stürzte der Bändiger ohne das leiseste Zögern, das vielleicht seinen Untergang herbeigeführt hätte, entschlossen auf Rambohyes los, und ebe sich dieser auf ihn stürzen konnte, begann er ihn wie einen Hund durchaupten. Diese Stille herrschte im Raume. Man stellte sich auf die Fußspitzen und wartete gespannt.

Nur kurz dauerte die Züchtigung. Ein Zittern lief über die Flanken des Thiers, dann senkte sich sein Auge — Rühnheit hatte die Stärke überlistet. Der Mensch beherrschte die Bestie.

Rambohyes ließ sich auf die Vorderfüße fallen, dann bog sich seine Kniee, und in dem Maße wie er niederfiel, schien der noch vor kurzem neben ihm so klein erscheinende Bändiger zu wachsen.

Ein mit der Peitsche geschlagenes Rad hatte die anderen Löwen zurückgetrieben. Triumphierend, den Fuß auf den vor ihm niedergeworrenen Rambohyes gesetzt, stand der Bändiger jetzt in der Mitte des Käfigs. Stürmische Beifallsrufe erschollten.

Wohl daraufhin von dem Erfolg, schien der Bändiger nun noch ein Uebriges thun zu wollen. Man sah, wie er sich niederbeugte und seine Peitsche neben sich legte. Die Brauerrufe verstummten, atemblos wartete die Menge. Ruhig legte sich der Mann zwischen die Taten des wilden Thieres und lehnte seinen Kopf an den ungeheuren Rücken.

Rambohyes rührte sich nicht. Langsam erhob sich der Bändiger wieder, und nun brach von neuem ein wüthendes Beifallsgeheul los, auf dem dritten Platz wurde sogar mit den Füßen geklopft. Lächelnd trat der Bändiger zum Eingang des Käfigs und sagte, sich an's Publikum wendend:

„Sollte auch heute, ebenso wie gestern Abend, ein Ehrgeiziger Lust haben, Seiner Majestät dem Wüthentönig vorgeführt zu werden, so glaube ich, ihm einen guten Empfang verbürgen zu können.“

Auf diese freundliche Einladung folgte zuerst tiefe Stille, dann aber ging ein Flüstern durch den Raum. In der letzten Reihe berathschlagten sich mehrere Soldaten. Am Abend vorher hatten sich nämlich einige Artilleristen in den Käfig hineingewagt; in der Kaserne war davon gesprochen worden, da burste die Infanterie doch eigentlich nicht zurückzuziehen.

Pötzlich löste sich ein Corporal aus der Gruppe, kletterte über die Wand des ersten Platzes und ging zum Käfig vor. Das Beispiel war gegeben — ein kleiner, magerer Kaufmannslehrling folgte dem Corporal, dann kam ein langer, rothhaariger Engländer mit umhängtem Kodak und gelben Lebergamaschen.

Weder Gerbault noch die Mougins, die auf der dem Eingange des Käfigs entgegengesetzten Seite standen, konnten die Nuthigen sehen, die noch einen weiteren Zuwachs erhalten haben mußten; denn man begann von neuem Bravo zu rufen. Die allgemeine Aufmerksamkeit steigerte sich. Auf die Möglichkeit, daß der Bändiger aufgestiegen wurde, hatte man gefaßt sein müssen, nun sah er aber auch Zuschauer dieser Gefahr aussetzen, das erhobte den Reiz noch beträchtlich.

„Wir wollen doch lieber fortgehen, es gibt gewiß noch ein Unglück“, fluchte Abels. „Kommt rasch.“

Die Worte erstarben auf ihren Lippen, und noch weiter als sonst rief sie Mund und Augen auf. Zugleich entsfuhr ein entsetztes „Oh“ den Lippen sämtlicher Mougins.

In diesem Augenblick geleitete nämlich der Bändiger seine Gäste in den Käfig, und neben der Uniform des Corporals, neben dem schwarzen Anzuge des kleinen Commis und den gelben Gamaschen des Engländers tauchten ein grau und weiß gewürfeltes Frauenkleid und ein schwarzer Hut mit rothem Bande auf. Schlowie, die ohne daß es jemand bemerkte, auf der anderen Seite zurückgeblieben war, hatte ihre vorübergehende Freiheit dazu benutzt, einen tollen Streich auszuführen.

„Schweigen Sie, Schweigen Sie!“ sagte ein Aufseher zu der sich wie wild gebärdenden Familie Mougins. „Lassen Sie die Aufmerksamkeit der Zuschauer nicht ab.“

„Aber das ist ja meine Frau!“ schrie Edmund.

„Eierlei, Schweigen Sie!“ Schlowie zurückzurufen wäre schweulich, ja sogar gefährlich gewesen; das klügste war augenscheinlich, der Sache ihren Lauf zu lassen und sich zu beherrschen.

Vincent hatte kein Zeichen der Besorgniß geäußert, obwohl er vielleicht am meisten beunruhigt war, da er die thatfällige Gefahr, worin Schlowie schwebte, am besten erkannte. Angstvoll betrachtete er die Gruppe. Der Corporal hielt sich tapfer, hatte aber einen dunkelrothen Kopf, der kleine Commis sah tobenblau aus und preschte die Ellbogen krampfhaft an den Leib, während der Engländer mit der feineren Nation eigenen fühlen Ruhe den Zug beschloß.

Schlowie aber schritt allen voran mit hochgehobenem Haupte. Sie sah aus, als fühle sie sich hier so recht in ihrem

Fahrwasser. Nicht das geringste Zeichen von Unbehagen oder gar Angst war an ihr zu bemerken. Sie trat sogar dicht an die wilden Thiere heran, streifte sie mit ihrem Kleide und lachte bei ihren erstaunten Blicken laut auf. Mehrmals schon hatte sich der Bändiger, dem es durchaus nicht zum Lachen war, nach ihr umgedreht, denn diese unerwartete Tollkühnheit erschwerte seine Aufgabe ungemein.

„Sie ist verrückt!“ stammelte der alte Mougins voll zorniger Ueberraschung. „Meine Tochter ist verrückt geworden!“

Was für eine Art von Verrücktheit aber mochte es sein? Vincent fragte es sich, ohne eine Antwort zu finden. Das Räthsel, das Schlowie für ihn war, wurde ihm immer unerklärlicher.

Pötzlich trat die junge Frau von neuem aus der Reihe heraus — ein Schrei des Entsetzens aus dem Munde der Mougins folgte. Sie aber ging entschlossen auf Rambohyes zu und legte ihre Hand auf seine Mähne. Und nun wandte sie sich dem Publikum zu. Den Schleier hatte sie hinaufgeschlagen, ihr Gesicht strahlte in einem Gefühl stolzer, triumphirender Freude. Die Feuer glühten ihre Augen, aus denen die Blide gleich Flammenpeilen über die Menge hinschoß. Vincent Gerbault war es, als ob diese nur ihn suchten, auf ihm hatten blieben und sich plötzlich tief in sein Innerstes eingruben. Unwillkürlich senkte er den Blick.

Der übrige Verlauf des Auftritts verschwand für ihn wie im Nebel. Rafsch führte der Bändiger jetzt seine Gäste zurück, die glücklich schienen, ohne Schaden davon gekommen zu sein. Ob es doch nicht leicht ein angenehmes Gefühl, als nach überstandener Gefahr und erworbenem Ruhme in Sicherheit zu sein.

Auch Edmund empfand ein ähnliches Gefühl. Nun er Kleinen mit heiler Haut vor sich sah, brach er in laute Jubelrufe aus.

„War sie nicht großartig, was? Wer hätte das von ihr gedacht? Die Leute waren alle starr vor Bewunderung!“ wiederholte er stolz.

In der That legten die durch die Vorgänge erregten Zuschauer jetzt die stürmische Begeisterung an den Tag, sogar Blumensträuße wurden Schlowie zugeworfen. Edmund hob sie auf, dankte gnädig und verließ mit seiner Gelbin am Arme das Zelt.

„Du hättest dich ohne meine Erlaubniß keiner solchen Gefahr aussetzen sollen.“ schalt er, wenn auch in liebevollstem Tone. „Aber Ende gut, alles gut. Sage mal, wie ist einem eigentlich in der Nähe dieser Bestien zu Muth? Willst Du nicht vielleicht in ein Kaffeehaus gehen und Dich stärken? Jedemfalls bezahle ich Dir heute Abend eine Droschke, Du hast sie verdient.“

Es regnete nicht mehr, trotzdem war die Nacht von undurchbringlicher Finsterniß. Edmund ließ Schlowie los, um sich eine Pfeife anzuzünden. Da fühlte Vincent, der in einiger Entfernung stand, und dem Schlowie bisher weder einen Blick, noch ein Zeichen der Beachtung geschenkt hatte, wie plötzlich ein zarter Arm sich unter den seinigen schob und ein heiser Athem sein Gesicht streifte.

„Nun,“ flüsterte Schlowie, „halten Sie mich noch immer für eine Großsprecherin? Glauben Sie auch jetzt noch, daß ich das, was ich mir vorgenommen habe, nicht ausführen werde, und wäre es selbst der Entschluß, mich umzubringen?“

„Schlowie, ich bitte Sie.“

Er fand keine anderen Worte. Ja, er hatte ihre Entschlossenheit unterachtet. Von nun an hielt er sie zu allem fähig, und ohne ihre Pläne zu kennen, fühlte er sich unwillkürlich in das geheimnißvolle Verhängniß dieses Lebens mit hineingezogen.

Leise fuhr Schlowie fort: „Nun werden Sie auch nicht mehr an mir selbst zweifeln... Sie wissen jetzt wenigstens...“

Ihre Stimme verlor sich in heftigem Schluchzen — Vincent aber glaubte zu begreifen.

Da wäre sie ja gefunden, die Lösung von Schlowie's räthselhaftem Wesen, und diese Lösung hieß wohl: Liebe. Sie liebte — ihn! Längst schon hätte er es aus ihrer wechselnden Stimmung, aus ihren Jorntänzen herausfühlen können, und doch mußte sie selbst es ihm zurufen, und zwar zu eben jener Stunde, da er von einer anderen durch die Zurückweisung seiner Liebe so grenzenlos elend geworden war.

„Schlowie...“ stotterte er verwirrt. Sie bogen jetzt um die Ecke der Menagerie, so man ein langes Stück Weges in tiefer Dunkelheit zu gehen hatte. Gerbault's Anruhe wuchs, es war ihm, als bringe diese äußere Finsterniß ihm bis in's Herz, als trübe sie seine Gedanken. Pötzlich legte sich der Kopf der jungen Frau auf seine Schulter, und ein langer Seufzer entstieg ihrer Brust.

Ein Schwindel, worin alles übrige versank, erfaßte ihn. Schweigend neigte er sich zu ihr herunter. Das von den Schleieren der Nacht verbüllte Gesicht näherte sich dem seinigen, und eine weiche Wange schmiegte sich an die seine.

Nur einen Augenblick währte diese Zärtlichkeit, so plötzlich war die Veränderung, daß sie Vincent kaum zum Bewußtsein kam.

Man trat jetzt aus der Dunkelheit heraus. An der Ecke der Allee Rafsch hatte unter dem Scheine einer Gas-

laterne verabschiedete sich die Familie. Dort sah Vincent auch Schlowie wieder, deren weit gestreute Augen in leidenschaftlicher Freude strahlten.

„Gute Nacht, Vincent, gute Nacht!“ Beim letzten Abschiedsgruß fanden sich ihre Hände. Die Hand Schlowie's war von heißer, zitternder Erregung durchglüht. Während sie in die Hand Vincent's umklammerte, kam sein Geist auf seltsame Abwege.

Es war ihm, als spüre er plötzlich eine schon „gelante“ Empfindung, die er zwar nicht selbst schon gehabt, die ihm aber ein anderer auf's genaueste beschrieben hatte. Die Bilder und Personen verwirrten sich.

Befand er sich wirklich hier in der Nacht im Freien auf einem Plage in Toulouse? Oder war es Tag und er saß in einem Hause in Paris, in dem mit rothem Blüsch ausgestatteten Sprechzimmer eines Arztes? War er es selbst, der da neben Schlowie stand, oder — war es Bernhard Lepage, den eine schüchtere Unbekannte zu Verbrechen und Mord überreden wollte... ein räthselhaftes Geschöpf, das entweder eine Wahnsinnige, eine Verbrecherin, eine Heer oder eine Teufelin war, die die Leute mit zwei goldenen Blumen beehrte?

Das Ehepaar Dulaurier mußte in seinem Triumphwagen längst den heimathlichen Herd erreicht haben, als Vincent Gerbault vor jener kleinen Gartenpforte stand, zu der er jeden Abend den Schlüssel mitnahm.

Ganz wie von selbst war er dort angekommen, und gedankenlos suchte er auch in der Tasche seines Leberziebers nach dem kleinen Schlüssel. Heute fand er ihn indeß nicht, und dieser Umstand erst führte Vincent in die Wirklichkeit zurück.

„Ich glaube doch bestimmt, ihn eingetauscht zu haben, ebe ich mit Schlowie Dulaurier ausging,“ sagte er, seine Gedanken mühsam sammelnd. „Sollte ich ihn verloren haben?... Wie nun aber hineinkommen?“

Es erschien ihm unmöglich, zu dieser späten Abendstunde noch am Haupteingange zu läuten, und nun vollends nach dem Vorfall zwischen ihm und Germaine, und so schickte er sich an, in einen Gashof zu gehen.

Doch als er um die Ecke in die Alte Traubenstraße einbog, sah er zu seiner Ueberraschung das Hofthor weit geöffnet und die Fenster im ersten Stock erleuchtet. Kaum vermochte er einem soeben aus dem Hofe rollenden Wagen auszuweichen.

Diese Abweichung von den Gewohnheiten des Hauses beruhigten ihn.

„Was Gesellschaft bei Ihnen?“ fragte er das Dienstmädchen, das den Besuch hinuntergeleitet hatte und nun gerade zur rechten Zeit kam, um Vincent leuchten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Ozeanlabel.

Das zweite deutsche Ozeanlabel, von Vorkum über die Azoren nach Nordamerika, ist nunmehr fertig geworden. Es ist eigentlich das erste wirklich deutsche Label, denn das erste, das am 1. September 1900 dem Verkehr übergeben worden ist und denselben Weg läuft, wurde in England hergestellt und von englischen Schiffen gelegt, während das neue deutsche Label ist und von einem deutschen Kabelleist ausgebracht wurde.

Das deutsche transatlantische Kabelleist ist noch sehr jung — fünf Jahre alt. Am 21. Februar 1899 wurde die Deutsche Atlantische Telegraphen-Gesellschaft mit dem Sitz zu Köln a. Rh. gegründet. Am 28. Mai 1899 hatte aber die Firma Helsen & Guillaume zu Mülheim a. Rh. die Concession für ein transatlantisches Kabelleist erhalten. Diese Concession erwarb die neugegründete Telegraphen-Gesellschaft durch Vertrag vom 24. October 1899, erhielt auch zugleich die weitere für ein zweites, später zu legendes Kabelleist.

Bisher hatte die deutsche Industrie sich an die Herstellung großer Kabelleist nicht gewagt. Deutschland besaß auch keine, ebensowenig Kabelleistfabriken, und daher mußte England als Lieferant und Vertheiler herangezogen werden. Die Telegraphen Construction and Maintenance Co. London hatte den Auftrag für Herstellung des 418,658 Seemeilen langen Kabelleist neuer Construction erhalten und die Firma David J. Dunlop zu Port Glasgow den Bau eines Kabelleistfabrikanten. Beide Aufträge sind prompt ausgeführt worden.

Die Telegraphen Construction Co. verlegte mit ihren Kabelleistfabriken Britannia und Anglia das Kabelleist ohne Unfall für 935,000 Ltr., wobei noch eine Garantie für Haltbarkeit während der ersten 30 Tage einbezahlt war, und die Linie wurde am 1. September 1900, einen Monat vor der festgesetzten Zeit, dem Betrieb übergeben. Am 9. November lief bei David J. Dunlop der erste deutsche Kabelleistfabrikanten Poddbielst von 1300 Tonnen Ladefähigkeit vom Stapel, der aber in erster Linie für Kabelleistfabriken, die von britischen Firmen ausgeführt wurden, bestimmt ist und nur für kurze Kabelleist legen kann.

Der Dampfer Poddbielst war jedoch nicht direkt von der deutschen Atlantischen Telegraphen-Gesellschaft in Auftrag gegeben, sondern von den am 20. Mai 1899 mit einem Capital von zwei Millionen Mark gegründeten Norddeutschen Kabelleistfabriken zu Norddeham mit dem Sitz zu Köln, an welchem Unternehmen die Telegraphen-Gesellschaft durch Aktien jedoch beteiligt ist, und dieses erste deutsche Ka-

belleist erhielt den Auftrag für den Bau des zweiten transatlantischen deutschen Kabelleist, das nunmehr fertiggestellt ist.

Zugleich beschlossen die beiden Gesellschaften das Kabelleist deutscher Flagge legen zu lassen; fremde würden sich für diese Arbeit auf schwer finden lassen, und so erhielt die Werft des Vulkan, Breibow bei Stettin, den Auftrag auf Herstellung eines großen Kabelleistfabrikanten. Es entstand der Stephan als erstes auf deutscher Werft gebautes Kabelleistfabrikanten von 6050 Tonnen Tragfähigkeit, der am 29. December 1902 vom Stapel gelassen ist und im Frühjahr 1903 seine Probefahrt machte, dann das Kabelleistfabrikanten-Agoren legte.

Deutschland verfügt also jetzt über zwei weitere Kabelleistfabrikanten, während die Kabelleistfabrikanten der Welt aus rund einem halben Hundert Dampfern sich zusammensetzt, von denen 34 die britische Flagge führen, 7 die französische.

Was das neue amerikanische Pacificlabel betrifft, so ist es eigentlich französisch und wurde von britischen Schiffen ausgelegt. In den Vereinigten Staaten fand sich kein Establishment, welches das Risiko der Herstellung übernehmen wollte. Die Legung begann am 15. December 1902 von San Francisco nach Honolulu, welches gerade Weihnachten erreicht wurde, und auf dieser Strecke haben amerikanische Schiffe gelagt. Die Kabelleistfabrikanten Anglia und Colonia der britischen Telegraph Construction and Maintenance Co. verliehen mit dem fertigen Kabelleist im April 1903 London und legten von zwei Seiten — Sommer 1902 — das Kabelleist aus, das San Francisco—Hawaii—Midway Island—Guam—Manila läuft, 7523 Meilen lang ist und 12 Millionen Dollars kostet.

Das britische Still-Ocean-Kabelleist war bereits am 31. October 1902 fertiggestellt, an welchem Tage Chamberlain die Verbindung Englands mit Australien, über nur britische Gebiet laufend, gemeldet wurde. Das Kabelleist legten ebenfalls Anglia und Colonia, und es läuft bei 15,320 Kilometer Länge Vancouver—Honning Island—Suva (Fidschi)—Norfolk—Moreton Bay (Queensland) mit Zweigneten Norfolk—Neu Seeland. Colonia wurde eigens für diesen Zweck von der Telegraph Construction and Maintenance Co., die dieses Kabelleist auch hergestellt hatte, auf der Neptun Werft von Wigham Richardson Newcastle gebaut, kann 3000 Meilen Kabelleist aufnehmen und lief am 14. Februar 1902 vom Stapel, legte also noch in demselben Jahre das Kabelleist, das total 1,999,000 Ltr. gelost hat, wovon 1,795,000 Ltr. die herstellende Firma erhielt, während der Rest für Vermessungen herausgab wurde.

Bei der derzeitigen kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Russland und Japan bietet sich der Welt die eigenartige Erscheinung, daß keine der beiden doch immerhin sehr bedeutenden Mächte von dem weltumspannenden Kabelleist Gebrauch machen muß — man benötigt beiderseits bestellen gar nicht.

England hat ein jetzt ca. 250,000 Kilometer umfassendes Kabelleist um den Erdball ausgebaut, lediglich zu dem Zweck, mittels desselben das Nachrichtenwesen zu beherrschen. Und nun, da das Welt-Kabelleist fertiggestellt ist und rund 165 Millionen Dollars gelost hat, soll es sich irgend eines Vortheils, das es gewährt, begeben? — Es denkt gar nicht daran. Gut aber wäre es, sich stets diesen Zustand zu vergegenwärtigen, und stets zu bedenken, über welche Linien Nachrichten von weither gehen. Gegenwärtig ist dazu vortheilhafte Gelegenheit in Ansehung der Verhältnisse in Ostasien, von woher alle Nachrichten, die in die Desefflichkeit kommen, augenscheinlich britische Färbung tragen, denn von Russland wird nichts herausgelassen, was ihm nicht passend scheint, und über Russland geht wohl ein Nachrichtenweg, aber — der schweigt für das große Publikum.

Franz Eisenhardt.

Falschspieler.

Obgleich die Karten erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts erfunden wurden, schickerte schon 1494 ein „Liber Bagatorum“ den Betrag beim Spiel in verschiedenen Formen. Noch heute bedienen sich die „Porter“, d. h. die falschen Spieler, besonderer „Fachsäusbrüde“. Sie nennen die Karten „Besen“ und reden von „Zinten“. Zeichen auf ihnen, von „ollen“, als Betrugsmittel, sie nennen ein Spielunternehmen eine „Fahrt“. Eine drohende Entdeckung wird im Spieler-Notizbuch mit „Lampen“ bezeichnet, ein christliches Spiel als „Platt Maffel“. Die Blütezeit des Falschspiels war unter der Regierung der Königin Lubwid XIII. u. XIV. von Frankreich; in den Provinzen Barquon, Languebec und Bretagne gab es förmliche Unterrichtsanstalten für Spieler. Am Hofe Lubwid's XIV. lebte ein Grieche, Apoulus, der durch das Spiel ein gewaltiges Vermögen erwarb. Ihm verdanken die Falschspieler den Namen „Grec“ (Grieche), den sie noch heute führen. Er ist seit der achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als Berlin Weltstadt geworden, kann man auch von einer „deutschen Schule“ der Falschspieler reden. In Berlin ist die Kunst sehr zahlreich vertreten. Sie scheidet sich streng in drei Klassen: in die besten Spieler, die nur in feinen Kreisen vertreten, in die Spieler zweiten Ranges, welche die Cafes unsicher machen, und in die niederen Falschspieler in Kaschemmen. Alle haben große Furcht vor den „Unten“, vor denen, die ihnen ihre Tricks ablauschen.